

Mansur und sein Koffer

Es war früh am Morgen. Die ersten Busse, die aus Belgrad in Kanjiža eintrafen, wirbelten den verstaubten Boden auf. Aus ihnen stiegen die sichtlich erschöpften Insassen und bildeten eine Reihe vor dem Registrierungsgebäude im Flüchtlingscamp von Kanjiža. Während die einen im Camp gerade eincheckten, waren die anderen dabei, das kürzlich errichtete Aufnahmelager zu verlassen.

Es war ein ständiges Kommen und Gehen. Die meisten blieben nicht lange. Etwas erholen, Wäsche waschen, sich stärken oder auf Freunde warten, die noch auf dem Weg in die nordserbische Grenzstadt waren. Niemand wollte hier zu viel Zeit verbringen. Schließlich hatte vor Kurzem der ungarische Regierungschef Viktor Orbán den Bau eines Grenzzauns angekündigt. Und die Arbeiten an ihm liefen schon auf Hochtouren. Nur noch wenige Kilometer entlang der serbisch-ungarischen Grenze waren nicht umzäunt.

Ich war schon zum wiederholten Male in der Region unterwegs. Während der Hochphase der Flüchtlingskrise im Sommer 2015 schrieb ich Reportagen und machte Videos für einige deutschsprachige Medien. Die Situation unter den Flüchtlingen war auch schon einige Monate zuvor angespannt, aber jetzt spürte man die Unruhe noch viel deutlicher.

An diesem heißen Sommertag lernte ich Mansur kennen. Er war Anfang 70, aber noch bei vollen Kräften. Er saß auf einer Wiese zwischen dem Camp und der Hauptstraße, die Richtung des Grenzübergangs Horgoš-Rösztke führte. Um ihn herum seine Familie: Seine

Frau, sein Sohn, dessen Frau und ihre drei Kinder. Sie frühstückten gerade: Brot mit verschiedenen Aufstrichen und etwas Wurst.

Als ich mich ihrer Gruppe näherte, stand er auf und kam auf mich zu. Er reichte mir die Hand und stellte sich auf Englisch vor: „Hallo, ich bin Mansur. Wie heißen Sie?“ Ich war etwas überrascht ob seines guten Englischs. Wir kamen ins Gespräch. Der alte Syrer erzählte mir, dass er in seinen jungen Jahren im England Maschinenbau studiert hatte. Er dachte wohl, dass ich ihm das nicht glaubte, also öffnete er seinen alten Koffer und zeigte mir paar Fotos aus einer längst vergangenen Zeit. Auf den Bildern sah man ihn, wie er im England der 1960er Jahre mit seinen Kumpeln in einem Pub Bier trank. Wie er stolz neben seinem Diplom posierte. Wie er in Syrien an Werkzeugmaschinen arbeitete. Und wie er mit seinen beiden Kindern Urlaub machte.

Auf dem Urlaubsfoto saßen seine Kinder auf dem gleichen Koffer, aus dem er diese Bilder herausnahm. Bei diesem Bild wurde er traurig. Er zeigte mir noch ein paar andere Bilder, aber er wirkte abwesend. Ich fragte ihn,

wo sein anderer Sohn sei. „Der Krieg hat ihn mir genommen“, antwortete er. Wir schwiegen beide für kurze Zeit.

Die Stille brach seine Frau. Sie sagte ihm etwas auf Arabisch. Er deutete, sie solle warten. Wir plauderten noch ein wenig über seine Fluchtroute und wie lange er schon unterwegs sei. Seine Familie machte allerdings Anzeichen, gehen zu wollen. Er fragte mich etwas verlegen, ob ich nicht ihn und seine Familie bei der Überquerung der Grenze begleiten wolle. Das würde ihm etwas Sicherheit geben, meinte er. Er hatte nämlich von Vorfällen gehört, wo bei der Grenzüberquerung Familien auseinandergerissen wurden. Mit einem Journalisten an seiner Seite wäre die Wahrscheinlichkeit, dass das passiert, geringer. Ich überlegte nicht lange und stimmte zu.

Wir gingen zur Hauptstraße, wo eine Kolonne von Taxis wartete. Zwischen den knapp 15 Kilometern zwischen Kanjiža und Horgoš fuhren etwa zehn Taxis den ganzen Tag hin und her. In Kanjiža wurden die Flüchtlinge eingeladen und bei den Bahngleisen in Horgoš ausgeladen. Auch einige Privatpersonen mit Kleintransportern spielten in diesen Tagen Taxifahrer.

In so einen Kleintransporter stiegen auch wir ein. Der Preis: 70 Euro. Das zahlte Mansur, es machte ihm nichts aus. „Das ist nun mal der Preis, den ein Flüchtling in so einer Situation zu zahlen hat“, sagte er später.

Wir stiegen bei den Bahngleisen aus und gingen langsam Richtung Ungarn. Das war ein etwa zweistündiger Spaziergang. Sein Koffer war merklich schwer. Man konnte ihn nicht schultern, dennoch trug er ihn – mit kleinen Pausen zwischendurch – den ganzen Weg alleine. Sein Sohn und seine Schwiegertochter hatten jeweils vollgeladene Rucksäcke sowie Plastiksackerl in den Händen. Die Kinder trugen ihre Schultaschen. Einzig Mansurs Frau, die einen Stock zum Gehen brauchte, trug nichts.

Ich erzählte ihm, während wir den Bahndamm entlanggingen, dass ich vor 24 Jahren auch geflüchtet bin. Und dass meine Reise ins Ungewisse ihren Anfang nicht weit von hier nahm. Ich erzählte ihm von damals. Wie ich aus Osijek nach Wien kam. Wie wir in einem Flüchtlingslager wohnten und danach in einem Flüchtlingshotel. Wie meine Eltern ihre ersten Jobs fanden. Wie es mir und meinem Bruder in der Schule ging. Aber auch, wie sehr mir meine Großeltern, die in Osijek blieben, fehlten.

Ich fragte, warum er nicht in Syrien geblieben wäre und diese anstrengende Reise auf sich genommen hätte. Mansur war einer der wenigen alten Menschen, die ich auf der Westbalkanroute kennenlernen durfte. „Das ist mein Leben“, antwortete er und zeigte auf seine Familie. „Die Vergangenheit habe ich in meinem Koffer, die Zukunft geht neben mir.“

Ich dachte in diesem Moment an meine Großeltern. Wie schwer musste ihnen unsere Flucht gefallen sein. Ich erinnerte mich an die zahlreichen wöchentlichen Telefonate mit ihnen. Anfangs noch von Telefonzellen aus – solange die Münzen es uns erlaubten. Später vom Hausteleson mit vorgewählten Nummern, die die Gespräche günstiger machten.

Ich teilte meine Erinnerungen mit Mansur. Er hielt für einige Momente inne. Dann sagte er: „Flucht ist Schmerz. Nicht nur für die Flüchtenden.“ Wir waren etwa 15 Minuten von der serbisch-ungarischen Grenze entfernt. In der Ferne konnte man schon die ungarischen Grenzsoldaten erkennen. „Man flieht vor dem Schmerz; man lässt dadurch aber auch so manches zurück. Und das verstärkt den Schmerz“, sagte er.

Ich wollte ihm bestätigen, wie sehr er recht hatte, aber auch sagen, dass dieser Schmerz zwar nie richtig verfliegt, mit der Zeit einen bloß seltener heimsucht. Aber irgendwie vermutete ich, dass er das schon erahnen konnte.

Ich fragte ihn, ob er keine Angst habe, in Deutschland ohne nichts da zu stehen. Eine Pension würde er dort wohl nicht erhalten, sagte ich. „Ich hoffe nur, meinen Kindern keine große Bürde zu werden. Aber so lange werde ich auch nicht mehr leben“, sagte er mit einem gezwungenen Lächeln.

Als wir an der Grenze ankamen, waren links und rechts neben den Bahngleisen schon große Teile des Grenzzauns angebracht. Bloß ein kleiner Spalt, wo der Bahndamm verlief, war nicht geschlossen. Mansur passierte die Grenze mit seiner Familie, ohne dass sie

irgendjemand aufhielt oder kontrollierte. Ich folgte ihnen. Wir gingen noch ein paar hundert Meter weiter, wo in den letzten Tagen eine von zivilen Helfern aus ganz Europa provisorisch errichtete Versorgungsstation war.

„Und jetzt?“, fragte ich Mansur. „Jetzt geht es darum, so schnell wie möglich nach Budapest zu kommen und von dort per Zug nach Deutschland“, sagte er. Seine Flucht dauerte schon über einen Monat. Er freute sich darauf, endlich anzukommen. Ihm war es egal, wo in Deutschland er schlussendlich landen würde: „Ich weiß, dass es für uns nicht leicht sein wird, aber ich kann es kaum erwarten, nach so vielen Jahren wieder zur Ruhe zu kommen.“

An diesem Abend fuhr er mit seiner Familie per Taxi von Rösztke nach Budapest. Er zahlte dafür 1.000 Euro. Kurz zuvor erzählte er mir: „Für die Flucht zahle ich.“ Das Geld hatte er vom Verkauf seines Hauses. Auch sein Sohn hatte sein Heim verkauft, aber dieses Geld wurde nicht angetastet. „Ich möchte, dass mein Sohn in Deutschland genug Startkapital hat, um etwas gründen zu können.“

Ich sah Mansur zum letzten Mal, als er am Vordersitz im Taxi Platz nahm, mit seinem Koffer auf dem Schoß. Wir winkten uns zu. Als letztes nahm ich seinen jüngsten Enkelsohn wahr. Er war knapp zehn Jahre alt. Genauso alt wie ich damals, als ich durch Ungarn nach Österreich vor dem Krieg flüchtete. Ich dachte mir, zumindest die aufwühlenden Telefonate und die Ungewissheit, wie es seinen Großeltern geht, werden ihm und seinen Geschwistern erspart bleiben. Zumindest etwas.

Siniša Puktalović wurde 1982 in Osijek, Kroatien geboren. Nach Ausbruch des Krieges floh er mit seiner Familie nach Österreich. Er lebt und arbeitet als freier Journalist und Videograph in Wien.